

Zur Fremdsprachen-Diskussion aus Sicht einer Sek I-Lehrerin

Als Französisch- und Englischlehrerin bin ich jeden Tag mit «Passepartout» konfrontiert. Ich kann die Primarlehrer(innen) einerseits verstehen, da sie, wie wir, während mehr als einem Jahr Weiterbildungskurse besuchen mussten, und dies ganz selbstverständlich neben dem «Alltagsgeschäft». Am Hearing wurde auch klar, dass alle Fremdsprachenlehrer(innen), egal von welcher Stufe, einen grossen (Zusatz-)Aufwand betreiben. Dieser scheint aber nicht immer Früchte zu tragen.

Beim Check S2 beispielsweise haben wir letztes Jahr eine ganz andere Erfahrung gemacht als die Primarlehrpersonen: Meine letztjährige 8. Klasse (Niveau P) mit «Clin d'oeil» hat deutlich schlechter abgeschnitten als die 8. Klasse, die ich ein Jahr früher mit «Envol» unterrichtet hatte. Ob dies am Lehrmittel oder an der Stundenreduktion auf der Sek I liegt, weiss ich nicht.

Tatsache ist, dass von den Schülerinnen und Schülern Dinge verlangt wurden, die in «Clin d'oeil» nie geübt worden waren. Sie mussten z.B. einen Brief zum Thema «Ferien» und einen Artikel über ein Schulhausfest schreiben. Weder das Thema «Les vacances» noch «Organiser une fête» kamen in «Clin d'oeil» vor. Das Schreiben von Postkarten und Briefen wurde nie thematisiert, obwohl das im Referenzrahmen unter A1 und A2 zu finden ist.

Auch das vorgegebene Vokabular lässt meiner Meinung nach zu wünschen übrig. Ein Magazine «La Musique» ohne Instrumente in der Fremdsprache zu lernen, finde ich sehr seltsam. Dasselbe beim Magazine «Fastoche» zum Thema Schule: Das «Vocabulaire de classe» beinhaltet viele umgangssprachliche Ausdrücke. Die Schülerinnen und Schüler können aber kaum die Frage beantworten: «Qu'est-ce qu'il y a dans ton étui/dans la salle de classe?». Mit viel Zusatzmaterial versuche ich, dieses Manko zu beheben.

Ob ich es lustig finde, wieder ein neues Lehrmittel zu bekommen, wenn ich dann nach drei Jahren mein Material zusammengestellt habe, weiss ich ehrlich gesagt trotzdem nicht.

Marielle Widmer, Binningen

Mille feuilles, meine Kinder und ich

Ich bin wahnsinnig gerne Vater und als Vater habe ich gleichermaßen Freude daran, wie die Schule unsere Kinder respektive ihre Schülerinnen und Schüler fordert und fördert. Als Maturand der Naturwissenschaften habe ich erst viel später den grossen Vorteil der Sprachen schätzen gelernt. Umso mehr habe ich mich auf den Zeitpunkt gefreut, wo meine Kinder frühzeitig in die Landessprache Französisch eingeführt werden. Als Vertreter der ersten Generation französischen Sprachunterrichts in der Primarschule (mit «Bonne Chance») war ich voller Erwartungen, denn zwischenzeitlich waren ja fast 30 Jahre vergangen. Lebhaft kam mir mein damaliger Unterricht in den Sinn, ich erinnere mich sogar noch an die ersten Wörter und Sätze.

Die Ernüchterung folgte auf den Fuss: Beim erstmaligen Hausaufgabenmachen liess ich mir die Möglichkeit nicht nehmen und linste in das Lehrmittel «Mille feuilles». Die Wörter auf den ersten Seiten, also die buchstäbliche offene Türe zur Fremdsprache, sind derart weltfremd, dass ich sie teilweise nachschlagen musste. Mit Leichtigkeit lässt sich daran aber erkennen, dass der Aufbau und der Grundwortschatz nicht alltagstauglich sind. Beispiel gefällig? Ich hätte «Zauberer» mit «magicien» übersetzt, «Mille feuilles» aber nennt das Wort «prestidigitateur». Trotz meines Sprachaufenthalts in Frankreich während der Kantzeit hatte ich dieses Wort noch nie gehört – die Schülerinnen und Schüler des Frühfranzösisch aber schon nach wenigen Wochen.

Während es noch viele weitere Wörter in «Mille feuilles» gibt, die ich erst in einem Französischstudium an der Universität erwarten würde, fehlen dafür die elementarsten Begegnungen mit der Sprache. Die wären doch so wichtig, damit ein Einsteiger und Anfänger Freude am Erlernen der Sprache empfindet. Nun, vielleicht lag ich ja mit meinen vielen Lenzen einfach jenseits des schulischen Zenits. Daher sprach ich andere Schulkinder und deren Eltern auf «Mille feuilles» an – und wurde umfänglich bestätigt: Die Kinder erkennen keine Struktur, es sei ein «Gehüpfe» aus Aufgaben, Bildern und Sätzen und die Eltern haben auch Mühe mit dem Inhalt. Dass die Presse unsere Haltung kurz darauf bestätigte, liess die Hoffnung aufkeimen, dass jetzt etwas passieren würde, zumal ich mir wirklich nicht vorstellen kann, dass die Französischlehrerinnen und -lehrer mit «Mille feuilles» glücklich sind.

Die Kinder sind es auf jeden Fall nicht, das weiss ich jetzt, dabei wäre es doch so wichtig, frühzeitig auch Spass an einer fremden Sprache zu wecken. Darauf kann aufgebaut

werden und es wird einfacher, weitere Fremdsprachen zu lernen. Aber einfache Strukturen, Wörter und Sätze wie «Wie heisst du?» oder «Wie geht es dir?» fehlen am Start mit «Mille feuilles». Ich bezweifle, dass die Schülerinnen und Schüler nach zwei oder drei Jahren in der Lage sein werden, die Frage «Wie alt bist du?» zu verstehen oder gar richtig zu beantworten.

Wie mit diesem Lehrmittel ein alltagstauglicher Grundwortschatz und Freude an einer Fremdsprache gebildet werden sollen, ist mir ein Rätsel. Und wenn ich vorausschauend ans Frühenglisch denke, dann hoffe ich, dass die Lehrerinnen und Lehrer weiterhin Zauberer oder eben «prestidigitateurs» sind, denn das Lehrmittel «Mille feuilles» ist eine unnötige Herausforderung im anspruchsvollen Schulalltag unserer Zöglinge.

Michel Meier, Olten

PSBI

Die Diskussionen und Argumentationskämpfe um die Selbstbestimmungsinitiative (SBI) der SVP laufen heiss – es geht um viel. Wie viel Selbstbestimmung ist angebracht, erlaubt und auch sinnvoll? Verzichten wir auf Landesrecht vor Völkerrecht, ausser bei zwingenden internationalen Vorgaben?

Ich will aber gar nicht über die SBI schreiben, sondern über die PSBI. Der Buchstabe «P» steht für «Pädagogisch». Im Folgenden geht es mir darum, den schleichenden Abbau der pädagogischen Selbstbestimmung von uns Lehrpersonen zu beleuchten. Gleichzeitig verknüpfe ich meine Einschätzung mit der Frage, ob es nicht eine PSBI bräuchte, eine «Pädagogische Selbstbestimmungs-Initiative»?

Ich will nicht unter dem Motto «Früher war alles besser» einer verkälerten Sicht der Vergangenheit das Wort reden. Zwar waren Lehrpersonen in meiner Schulzeit durchaus selbstbestimmt und der Lehrer (Lehrerinnen waren damals noch die Ausnahme) verfügte auch nebst der Schule über einen heute nicht mehr vorstellbaren Autoritätsstatus. Inzwischen hat sich aber das, was wir unter Schule verstehen, krass gewandelt. Dabei sind viele positive Dinge entstanden. Ich kann und konnte seit jeher (manchmal gegen den Widerstand alteingesessener Kolleginnen und Kollegen) durchaus auf Augenhöhe unterrichten, was ja nicht heisst, dass ich mich so zum Schüler mache. Die institutionellen

Autoritätsbarrieren sind zum Glück kleiner geworden – kompensiert wird das zu Recht kleiner gewordene institutionelle Gefälle mit einer entsprechenden fachlichen und menschlichen Kompetenz als Lehrperson. Heute muss also ein Schüler zum Glück nicht mehr (wie wir dazumals) wählen zwischen Ohrfeige oder Arrest, also zwischen kurz und schmerzvoll oder lang und zermürbend. Übrigens ordne ich auch nie Arrest an ...

Das grosse Aber folgt auf dem Fuss. Mit dem Lehrplan 21 und seiner Kompetenzorientierung, verbunden mit Lehrkonzepten wie «Math.buch» oder «Passepartout», wird das Kind als Manager seiner Lerntätigkeit in ein Zentrum gerückt, das es m. E. so nicht geben dürfte, denn das Kind wird damit permanent überfordert. Je mehr wir von Kompetenzerwerb reden, umso weniger werden Kompetenzen wirklich gebildet. Die selbstorganisierten Lern- und Lehrformen scheinen auf der ganzen Linie zu versagen, Kinder sind oft weitgehend sich selbst überlassen. Das Sprachkonzept «Passepartout» und die schwammigen Kompetenzformulierungen des Lehrplans, gekoppelt mit dem kategorischen Imperativ des selbstorganisierten Lernens, sind letztlich nichts anderes als delegierende Verantwortungslosigkeit einer pseudomodernen Ego-Gesellschaft.

Viele Eltern und Schülerinnen und Schüler berichten in einschlägigen Foren, wie es wirklich zugeht in sogenannten Lernlandschaften. «Huere vill hänge hie eifach ab u mache nüt» ist ein vielzitiertes Statement einer Berner Sekundarschülerin. Arbeiten werden (bewusst) nicht mehr korrigiert, auch das müssen die Kinder und Jugendlichen oftmals selbst tun. Das führt unter Umständen zu fehlerhaften Unterlagen in den Schulheften, die wiederum Basis sind für die Vorbereitung von Prüfungen. An einem kürzlich stattgefundenen Anlass zum Lehrplan 21 und seinen Exzessen legte eine verzweifelte Mutter in genau diesen Worten dar, wie sie das «Laisser Faire» an der Schule ihres Kindes erlebt, alles unter dem Motto «Stärkung der Selbstkompetenz». Da machen es sich Politikerinnen und Politiker, Schulleitungen, Schulräte und auch Lehrpersonen meines Erachtens schlicht zu einfach.

Kinder lernen am effizientesten durch Nachahmen. Dies ist eine Hauptidee der berühmten Hattie-Studie, wobei diese Erkenntnis ja nicht neu ist. Die anerkannte Position einer Lehrperson in der Klasse und ihre Beziehung zu den ihr anvertrauten Schülerinnen und Schülern ist das Grundkapital jeglichen Unterrichtserfolges. Dazu diametral entgegengesetzt stehen Lernwerkstätten mit Hunderten von Arbeitsaufträgen, im Extremfall organisiert in Grossraum-schulzimmern mit einsamen Arbeitsplätzen.

Es ist eine Irrlehre, zu glauben, Kinder könnten durch Korrekturen Schaden nehmen. Im Gegenteil: Irreparabler Schaden wird zum Beispiel angerichtet durch das längst überholte Konzept «Lesen durch Schreiben», bei dem mit Beginn des ersten Schuljahres in der Primarschule phonetisch geschrieben werden darf, Korrekturen durch die Eltern aber explizit verboten sind. Einer meiner Neffen wurde mit diesem Konzept, gründend auf der Hoffnung, die Rechtschreibung stelle sich dann schon von allein ein, bis zur fünften Klasse so unterrichtet. Kein Wunder schrieb kürzlich auch eine frisch ausgebildete Primarlehrerin «Tieger» an die Wandtafel, was phonetisch durchaus korrekt ist. Welcher Irrsinn!

Die frühe Einschulung ab dem vollendeten vierten Lebensjahr als weitere Begleiterscheinung von HarmoS führt dazu, dass Schülerinnen und Schüler alle schulischen Herausforderungen und Ansprüche ein Jahr früher bewältigen müssen als zuvor. Das zieht offenbar mehr Repetitionen nach sich und erklärt – gekoppelt mit oft viel zu hohen Erwartungen vor allem seitens der Eltern – wahrscheinlich auch den kürzlich medial beleuchteten Anstieg von Burnouts bei Kindern. Dazu kommt der frühere Abschluss der obligatorischen Schulzeit im Alter von 15, was sich bei der Lehrstellensuche als Handicap erweist.

Damit komme ich zu meinen zentralen Fragen:

- Kann uns Lehrpersonen das alles egal sein?
- Unterstützen wir diesen Wandel sogar weitgehend oder vorbehaltlos?
- Wie können wir uns (noch) dazu vernehmen lassen, uns einbringen?
- Wollen wir uns überhaupt noch einbringen oder nehmen wir, inzwischen lethargisch geworden, alles hin, was uns vorgesetzt wurde (und wird) seitens unserer Vorgesetzten, manchmal verbunden mit der zumindest angedeuteten Drohung: (Fr)Iss oder verschwinde!

Ich meine, wir Lehrerinnen und Lehrer bräuchten wieder vermehrt pädagogisches Selbstbewusstsein und pädagogische Selbstbestimmung. Dies beginnt selbstbestimmt bei sich selbst, wird aber erst mit Vernetzung und Organisation, z.B. über den LVB, machtvoll wirksam. Wir brauchen eine PSBI – eine pädagogische Selbstbestimmungsinitiative! Nicht dass demnächst gilt: Sorrie, khipht keine gartoffeln mer. Nur noch pom fritt bei mc donels. Es lebe der fordschridd! (aus «Kartoffelaufgabe – Das deutsche Schulsystem im Wandel der Zeiten»)

Daniel Vuilliomnet, Ettingen